

Der Malikaiser.

Von J. S. Rosny. Deutsch von Wilhelm Thal.

Die Wahnsinnige öffnete ihre schönen roten Lippen, brach in lautes Lachen aus und sagte: „Ich habe ihn!“

„Wo denn?“ fragte der Wärter. Er war ein dicker, kräftiger Mann mit einem roten Gesicht. Es waren merkwürdige Gegenstände, wenn man seine kraftstrotzende Gestalt mit der seiner Pflegebefohlenen verglich. Weiß und blaß, wie sie war, verbergte die junge Wahnsinnige unter einer reizvollen Gestalt ihren geübten Geist.

„Meinen Malikaiser!“ rief sie. Der Wärter blinzelte mit den Augen. Er ärgerte sich nicht über den Malikaiser der Jesuiten. Er war überhaupt kein böser Mensch. Er dachte im Notfall, nahm von dem Essen für die Irren etwas ab und peitschte die Töblichen. Aber man konnte mit ihm leben. Der Wuthausfall eines Verfolgungssüchtigen brachte ihn nur zum Lachen. Kein Nerv konnte gegen seine ungeheuren Muskelkraft auskommen.

„Wo denn?“ fragte er. „Hier!“ versetzte sie und zeigte auf ein Loch in der Wand. „Ein Loch in der Wand!“ Der Aufseher wurde ärgerlich. „Sie sollen doch keine Löcher machen“, brummte er.

Als er das gesagt hatte, ging er brustal in die Zelle und versetzte ihr einen Schlag auf die Wange. Die Wahnsinnige bemerkte, daß sie ihm das Loch gezeigt hatte; aber sie war eben noch zu jung und unklug. Der alte Irre von No. 20 hätte nicht so gehandelt. Dessen Sammlungen kostbarer Steine hatte man nie zu entdecken vermocht!

Der Wärter betrachtete das Loch. Er dachte die Finger hinein, fand aber keinen Malikaiser! Er schien nachzudenken. Dann trat er sich leise den Kopf.

„Steden Sie sich nicht meinen Malikaiser in den Kopf!“ sagte die Irre weinend.

Sie wollte in den Haaren des Mannes wühlen, da, wo er sich getraut hatte.

„Ruhig, verrücktes Frauenzimmer“, knurrte er.

Sie zog sich in einen Winkel zurück. Sie weinte laut.

„Sie sollen schweigen!“ rief er hart.

Sie betrachtete mit gierigen Blicken den plumpen Kopf der Aufseher und tief lachend: „Ich habe ihn!“

Sie deutete auf das struppige Haar, das den Schädel des Mannes bedeckte. Dieser fuhr unwillkürlich mit der Hand dorthin.

Die Wahnsinnige riß die Augen auf. Sie blickte von Neuem, gesprochen zu haben, und fluchte: „Erdrücken Sie ihn nicht! Geben Sie ihn mir zurück! Ach, bitte, bitte!“

„Na ruhig, keine Dummeheiten!“ Er ging hinaus. Die Wahnsinnige trocknete ihre Thränen und setzte sich ganz hinten in die Ecke. Sie war sehr ernst. Hinter ihrer hübschen Stirn, die sich abwechselnd trau und wieder glatt zog, schien sich eine bedeutende Gedankenarbeit zu vollziehen.

Die Wahnsinnige sprach nicht mehr vom Malikaiser. Das Loch wurde ihr bezweifelnd, nachdem der Wärter ihr ein Brot zurückgehalten, das die Familie des treulichen Mannes erhielt. Sie schlug die Augen schnell zu Boden, sobald er in ihre Zelle trat. Mit zitternder Brust stand sie ruhig und schön da, während er ihre Zelle verließ. Nur das Sophirblau ihrer Augen warf leuchtende Flammen unter den gesenkten Wimpern.

Er war nicht peinlich und hielt nur eine flüchtige Durchsicht ab. „Gut, gut!“ sagte er.

Als er den Rücken gedreht hatte, erhob sie schnell die Augen und warf einen langen, gierigen, leidenschaftlichen Blick auf den kraushaarigen Kopf.

Während sie sich der Wärter um und sah ihren Blick. „Ach, das verrückte Frauenzimmer!“ rief er lachend.

Er hatte den Malikaiser nicht vergessen, und da beging er einen tollen Streich.

„Ja, ja... er ist darin!“ Er zeigte auf eine Stelle, etwas hinter der Schläfe. Sie zitterte, und in ihren Augen leuchtete es selbst am vor Jörn und Verlangen auf. Bedor er forsig, trat er einen Augenblick an das Gitter. Der große Hof war von Sonnenglanz überglänzt. Zwischen den Fliesen wuchsen Gras und Unkraut in reicher Fülle. Ein kleines, gepflanztes Beet in der Mitte zeigte ein Mosaik von Geranium und anderen Pflanzen. Eine helle Metallkugel blühte wie reine Sonne, und eine graue Henne glückte, von gelben Kücheln umgeben, Körner auf.

Leichtfüßig kam die Wahnsinnige daher! Ihre Wangen brannten, ihre Bafeln zitterten. Langsam streckte sie ihre hübsche Hand aus, eine reizend gefaltete Hand! Diese Hand berührte das blonde Haar des Wärters. Er drehte sich um und nahm seine majestätische Krone an.

„Was soll das?“ rief er knurrend. „Damit schlug er der Wahnsinnigen mit der flachen Hand auf die Schulter. Sie sah ihn wütend an.“

Wem das in acht! rief er.

Sie zitterte. Dann aber ließ sie, verschlagen wie alle Irren, ihre Holbeines lächeln sehen.

„Na“, murmelte er, „keine Dummeheiten gemacht!“

Der starke Mann verschwand und das Wunder an Schönheit, Anmut und Töblichkeit blieb zitternd zurück.

II. Den ganzen Sommer über blieb die Wahnsinnige still und düster. Sie war stets noch spät wach. Ihre Augen waren in dem blauen Gesicht gleichsam gewachsen. Sie sah aus wie ein Gelehrter, der zu eifrig über ein Problem grübelt und dabei seine Gesundheit und seine Kraft verliert. Dreimal bekam sie die Douches wegen nächtlicher Aufregung. Sie wurde nun überaus vorsichtig.

Dann ward sie außergewöhnlich thätig, doch diese Thätigkeit war so sehr und vorsichtig und dabei so geduldig! Man beobachtete sie immer weniger, da ihre überlegene Verstellungskunst ihr das volle Vertrauen der Wärter gewonnen hatte. So konnte sie ihre lange Arbeit vollenden, das geduldige Werk von Monaten, das unmerkliche Bohren des Insekts, das in den Rußbaum oder in die Erde eindringt.

In einer schwarzen, schwarzen Nacht, in der dunkle Wolken über das Firmament schossen, zwangte sich ein leichter Schatten durch die losgerissenen Stäbe einer Zelle und stieg in den Hof hinunter. Sie ging ohne Hören, trotz der Schatten, gerade aus, denn in der langjam Ausarbeitung des Werkes war alles berechnet, dreifach berechnet mit drei dazwischen Gebild der Irren. Sie ging an dem bespangten Beet vorbei. Der starke Schatten hülfte sie wie in einen Schleier; mit der schweigenden Zuversicht der Kräfte huschte sie dahin.

Während sie sich in der Nacht befand, in der dunklen Nacht, die sich mit ihren Thränen, ihren Fingern mit bläulichem Scheine von dem Schatten abhob. Wie öffnete sie die Thür? Das Schlüsselloch ließ ein schwaches Geräusch vernehmen, es klang wie das Piepen einer Maus, dann trat sie in ein schwarzes Rechteck.

Tiefe Stille. Die Wolken liefen über die Sterne, verhäulten sie und ließen sie dann wieder auf Wursieden erscheinen. Ein Nachvogel schrie jenseits der Mauern. Tödliche Blätter wälzten sich über den Boden.

Da erhob sich aus dem düstern Gebäude ein Schrei, ein lautes Gebrüll. Die nervösen Irren, die einen letzten Schlummer haben, erwachten; Geiße drang aus allen Zellen. Der Schreden verbreitete sich; die Töblichen preszten ihre Stirnen an die Stäbe, die Harmlosen erklärten ihre Theorien, und andere lachten und sangen in gräßlichen Tönen. Eine unendlich bestialisches und dabei doch menschliche Scene, bei der sich ein dumpfes Thiergebrüll aus Menschenbrust löst.

Die Thüren öffneten sich, und es erschien der Direktor unter den Wärtern. Er glaubte an eine Massenflucht und zitterte. Endlich ließ sich eine vernünftige Stimme hören.

„Hierher, Herr Direktor, hierher!“ Eine Frau, die auf der Schwelle einer Thür stand, hielt eine Lampe in die Höhe. Kinder klammerten sich an ihren Rock. Der Direktor erkannte die Frau des starken Wärters und trat näher.

„Nun?“ fragte er.

Die Frau begann eine weinerliche Rede. Sie wußte selbst nichts. Sie schliefen. Wählig hätte sich ihr Mann schreiend aufgerichtet, und dann wäre er zurückgefallen. Nun hätte „etwas“ das Bett verlassen und wäre durchs Zimmer geschickt. Ihr Mann schrie nicht mehr. Sie hätte Schritte die Treppen hinuntergehen hören. Schnell wäre sie aufgestanden. Ihr Mann lag unbeweglich mit einem großen Nagel im Kopf. Er hatte sich nicht mehr gerührt und mußte wohl todt sein.

Der Direktor ging hinauf. Er fand den Wärter, zusammengesauert, die Hände auf der Stirn, todt, mit einem Nagel in der linken Schläfe. Kein Blut. Eine feine Schramme zog sich am rechten Augenlid hin.

Noch in derselben Nacht untersuchte man die Zellen. Das Juden der Flammen im Schatten des Hofes war ein Fest für die Irren. Niemand war so ruhig wie die Wahnsinnige. Sie schlief und erwachte mit einem glücklichen Seufzer. Ihre Augen flammten im roten Lichte der Fadel; sie blühten in heller Freude. Als der Direktor eintrat, hob sie ihren Kopf mit dem lippigen Haar aus dem Bett und sagte: „Ich habe ihn!“

Der Direktor lächelte fast trotz seiner Sorgen. Er betrachtete das ruhige Gesicht und den kindlichen Frieden des schönen Mädchens.

„Sie hat fest geschlafen!“ murmelte der erfahrene Mann.

Einfache Reis- und Hühnerspeise. Man streicht eine Auflaufform mit Butter gut aus, thut hinein: 2 Quart aufgekochte heiße Milch, 1 Quart heißes Wasser, 1 Pfund gut abgekühlten Reis und 1 Pfund ebenfalls gekochte Hühner, 4 gute Küffel Zucker, ein wenig Salz, die abgeriebene Schale einer Citrone und zuletzt, obenau, 1 Pfund Butter, in kleine Flöckchen zertheilt, rührt alles um und läßt es so in einem mäßig warmen Ofen baden, bis es schön gelbbraun ist, was etwa eine Stunde dauern wird. Man giebt eine Obe- oder Vanillensauce dazu. Für acht Personen reichend.

Die Puppe.

Nach dem Ungarischen von Armin Kona.

Mademoiselle, haben Sie die Freundlichkeit, Adele darauf vorzubereiten, daß wir sie in ihrem Zimmerchen besuchen werden. Sie wird natürlich ihre Weihnachtsgeschenke zeigen wollen, nicht wahr?”

Die französische Nonne entfernte sich rasch, um den Auftrag auszuführen. Adele's Mama verlaubte mit nie noch einige Minuten im Salon, zweifellos, um der Nonne Zeit zu lassen, das Töchterchen auf den Besuch vorzubereiten.

„Das Kind ist sehr nervös“, meinte die Dame erklärend, „ach, diese Nervosität ergreift auch schon unsere Kleinen, und wir müssen darauf Rücksicht nehmen. Unsere Adele darf nie mit Besuch überrascht werden. Sie erschrickt leicht.“

Bald darauf beliebte es der Mutter, sich in Adele's Gemach zu geleiten. Es war das ein geräumiges, hohes, helles Zimmer, vornehm ausgestattet, doch ganz im Sinne der allerneuesten Kinder-Moden, ohne Vorhänge an den Fenstern und ohne Teppiche auf dem Fußboden. Die Einrichtung war raffiniert einfach und zugleich zweckmäßig. Es fehlte da nichts, was zum Reuelement eines vornehmen Kinderzimmers gehört, in welchem ein nach modernsten Grundsätzen erzogenes, modernes achtjähriges Mädchen aufwächst. Es fehlte nichts, aber es war auch kein überflüssiges Geräth in dem Räume.

In einer Ecke des Zimmers stand der in der Ecke reichende prächtige Weihnachtsbaum. Die Kerzen waren abgebrannt, den Abend zuvor hatte die herrliche Tanne ihrer Bestimmung wohl redlich gedient. Unter dem Baume war ein richtiges Lager aller erdenklichen Weihnachts-Geschenke, die von den Eltern und der zahlreichen Verwandtschaft dem einzigen Kinde des Hauses dargebracht worden waren. Nach oberflächlicher Schätzung hätte von dem Werte der da aufgestellten Gaben eine mittelstarke Handwerkerfamilie ein Jahr lang ihr nothdürftiges Auskommen gefunden.

Adele empfing uns mit sehr lieblichen Anzügen. Das hübsche kleine Mädchen mit den klugen Augen war auf mein Kommen vorbereitet, ist demnach nicht nervös geworden, was mir sehr angenehm war. Nach unserer Begrüßung zog sie sich unter den Baum zu ihren Geschenken zurück. Sie schien darauf vorbereitet zu sein, daß ich mit ihr über die Weihnachtsgaben plaudern werde.

„Nun, Adele“, sprach ich zu ihr, „Du scheinst das Jahr hindurch sehr artig gewesen zu sein. Das Christkind hat Dir ja eine Menge schöner Sachen gebracht!“

Ohne eine Miene zu verziehen, erwiderte darauf das Kind: „Ich war bestrebt, der lieben Mama und Mademoiselle Freude zu machen, indem ich fleißig lernte und hübsch artig war.“

„Ach“, rief ich, ganz erstaunt über die tieferrnt vorgelegene Antwort, „aber die Spielsachen machen Dir doch Vergnügen!“

„Ja, ich liebe Geschenke sehr.“

„Auch die Puppen?“

„Auch Puppen.“

„Vielleicht diese hier?“ frag ich weiter und deutete auf eine ziemlich große, blonde, ganz in Blau elegant ausgestattete Puppe mitten im Lager der Weihnachtsgaben.

„Ach, diese blonde da?“ Adele warf mit geringschätziger Geberde die Lippen auf — „die hab' ich nicht lieb. Ich mag die blonden überhaupt nicht, dann ist sie ja auch gar nicht modern gekleidet. Solche Tassen mit Puff-Aermeln trägt jetzt doch Niemand mehr.“

Diese Geringschätzung des kleinen Fräuleins war mit im Grunde genommen nicht sehr angenehm, denn die blonde Puppe in der unmodernem Taille hatte ich selbst für den Weihnachtstag Adele's geschenkt. Als häufiger Gast und Freund des Hauses hatte ich die Verpflichtung, dem Kinde etwas zu schenken. Und was konnte einem kleinen Mädchen im Alter von acht Jahren willkommener sein als eine Puppe? Daran spielten sich doch die Kleinen nie satt. Und meine Puppe hatte mich rund zwanzig Mark gekostet. Das war doch auch für ein „modernes“ Kind des Opfers genug. Ich mußte die Ehre meiner Puppe retten.

„Aber, Adele“, verachte doch nicht diese schöne Puppe, sieh nur 'mal, Du hast es gewiß gar nicht bemerkt, sie kann sogar sprechen. Hier, wenn man an dieser Schnur zieht, sagt sie deutlich: „Ma—ma“, hörst Du? „Ma—ma.“

„Ach ja“, meinte Adele in ihrem früheren Gleichmuth, ich wußte, daß die Puppe spricht.“

„Nun, und das macht Dir keinen Spaß?“

„Pf“, machte die Kleine, „Ma—ma; ich hatte schon zwei Puppen, die nicht nur „Ma—ma“, sondern auch „Pa—pa“ sagen konnten. Die sind freilich viel schöner und größer wie diese.“

„Ja, das ist allerdings 'was Anderes. Und wo sind denn diese Wunder-Puppen mit dem großen Sprachapparat?“

„Die sind im Schrank verschlossen.“

„Spielst Du denn nicht mehr mit ihnen?“

„Rein, schon lange nicht, ich mag sie nicht mehr.“

„Dabei machte Adele ein Gesicht, als wollte sie sagen, die ganze Welt mit all' ihren sprechenden Puppen erzwänge sie.“

Mit ganz eigenen Empfindungen stand ich nun da vor dem klugen, kleinen Kinde unserer Zeit. Zwanzig Mark hatte ich für diese Puppe ausgegeben und nun hielt ich sie mit einem gewissen Gefühl der Beschämung in meiner Hand, denn sie hatte sich Adele's Gefallen nicht erringen können. Aber auch so was heutigen Tages: Nur ein Wort sprechen können! Wo sich doch Adele schon an Puppen sattgespielt hatte, die zwei Worte zu sprechen vermochten. Und wie ich so da stand und über dieses eigenthümliche Resultat der Erziehung und über die Zukunft eines schon in der frühesten Jugend so überfälligt scheinenden Kindes mir meine Gedanken machte, ließ ich die armen Puppe in meiner Zerrüttung zu Boden fallen.

Der Puppenkopf schlug hart auf das Parkett und Adele's Jucke von dem dumpfen Schall nervös zusammen. Als sie aber näher zusah, brach sie in ein kindlich helles Lachen aus.

„Ha ha ha, der Puppe ist die Nase zerbrochen, da ha ha! Die Nase zerbrochen!“ Adele's konnte sich vor Vergnügen kaum fassen.

Die Mama und Mademoiselle, die bisher in der anderen Ecke des Zimmers etwas zu besprechen oder zu schlafen gehabt, liefen entsetzt herbei. Sie waren ganz außer sich über diesen lauten Heiterkeitsausbruch des sonst so forrechten Töchterchens. „Ach aber ergriff Adele's Partei.“

„Aber, meine Gnädige“, sagte ich, „ich bin ja glücklich, daß es mir gelungen ist, wenigstens durch meine Ungeheuerlichkeit dem süßen Kinde eine Freude zu bereiten.“

Mademoiselle war aber absolut nicht abzugeben von ihren Erziehungsprinzipien und wiederholte ein über das andere Mal, daß Adele's Heiterkeit in diesem Falle höchst unschädlich war, erstens, weil sie sich so laut geäußert, und dann hätte sie überhaupt nicht lachen dürfen, denn die Puppe war ein Geschenk, und man dürfe sich nicht darüber freuen, wenn ein Geschenk Schaden leidet. Die arme Puppe sei ja nun ruiniert mit ihrer zerbrochenen Nase.

„Aber, Mademoiselle“, wagte Adele zu erwidern, „sie spricht ja doch nur ein Wort.“

„Das ist gleich. Es ist ein Geschenk — und ein artiges Kind lacht nie laut!“

Damit war der Fall im Sinne Mademoiselle erledigt und die Mama gab noch ihre Sanction dazu. Adele wurde ernst und lachte nicht mehr über die zerbrochene Nase der pauen Puppe.

Im Salon sagte ich der stolzen Mama noch einige schmeichelhafte Worte über das prächtige Gebeihen ihres Töchterchens. Dann kam der Hausherr. Vier setzten uns zum Raufestisch und plauderten bei dampfendem Wodka und köstlichen Cigarren den ganzen Nachmittag über wichtige, weltbewegende Dinge. —

Als ich gestern Abend die Stiegen hinunterging, blickte ich zufällig durch das verhängte Fenster eines Zimmers des Souterrains, wo der Hausbesorger wohnte. Die reinliche, wenn auch einfach eingerichtete Stube war durch eine Lampe hell erleuchtet, und so konnte ich sehen, daß auf dem Fußboden ein kleines Mädchen kauerte und etwas in seinen Armen hielt, womit es sich scheinbar lebhaft beschäftigte. Ich bildete mir, daß der Gegenstand kam mir bekannt vor — richtig! Das kleine Mädchen hielt in seinen Armen die Puppe mit der zerbrochenen Nase.

Nun war mein Interesse im höchsten Grade erregt. Da ich mit dem Hausbesorger als häufiger Gast des reichen Besitzers bekannt war, durfte ich es schon wagen, ohne Weiteres in die Stube einzutreten zu dem anscheinend auf kurze Zeit ganz allein gelassenen Kinde. Als ich eintrat und großhüde, bildete mich das Kind ganz unerschrocken an. Es war auf mein Kommen nicht vorbereitet und doch nicht nervös geworden, im Gegenteil, es lief mir freundlich entgegen und bot mir ein Patshändchen zum guten Abend.

„Sieh, da, wach' ein artiges kleines Mädchen“, begann ich ohne Umstände, „wie heißt Du denn?“

„Marie.“

„Schön, Mariechen! Ich sehe, Du bist sehr beschäftigt. Was thust Du denn?“

„Ich spiele mit dieser schönen Puppe.“

„Diese Puppe ist doch aber gar nicht schön. Wie kannst Du nur mit einer so häßlichen Puppe spielen, und dann ist ja auch die Nase zerbrochen.“

„Ach, das schadet nichts. Dafür kann sie aber auch sprechen. Denken Sie nur, „Ma—ma“ kann sie sagen!“

„Ist auch 'was, „Ma—ma“, meinte ich mit starker Geringschätzung, „sonst aber kein Wort!“

„Freilich, aber nur so lange andere Leute dabei sind. Wenn ich mit der Puppe allein bin, kann sie viele, viele Sachen sprechen. Und auch verfluchen thut sie Alles, was man ihr sagt. Wahrhaftig, so ist es. Oben hatte ich ihr viele

Märchen erzählt, alle, die ich kenne: Märchappchen, Aschenbrödel, Schneewittchen, und wir haben ihr die Geschichten gefallen — sie hat so gelacht. — Aber auch die Puppe hat mir schöne Märchen erzählt.“

„Na, Mariechen, das glaube ich Dir doch nicht.“

„Freilich nicht so, daß auch ein Anderer sie hören könnte; denn die Puppe hat eine sehr dünne Stimme, so dünn wie eine Nade. Nur wenn ich ihren Mund fest an mein Ohr presse, kann ich ihre Worte verstehen. Ganz bestimmt, so ist es!“

„Und wie bist Du denn zu dieser wunderbaren Puppe mit der Mückenstimme und der zerbrochenen Nase eigenthümlich gekommen?“

„Gestern Nachmittag, als ich heimkam, ich war bei Nachbars Karthen, wir haben zusammen Schneemänner gemacht, da fand ich die Puppe schon hier auf dem Stuhle sitzen. Gewiß hat sie dem kleinen Fräulein Adele gehört, und die hat sie zum Fenster hinausgeworfen in den Schnee. Und da ist das Christkind vorbeigekommen, hat die Puppe aufgehoben und mir zum Spielen gebracht. Mama sagte auch, daß es so sei. Nun, und jetzt bleibt die Puppe bei mir, und ich gebe sie auch nicht wieder her, diese liebe, süße, gute Puppe.“

Mariechen kniete nieder vor dem Stuhle, auf welchem, feiß und zerzaust, meine Puppe saß. Mit welcher Liebe umgab das einfache Kind das Spielzeug. Mariechen fand immer neue Kosenamen für die Puppe, und so oft diese, an der Schnur gezogen, „Mama“ flüpfelte, brach das Mädchen in lauten Jubel aus, drückte sie an sich und überhäufte die Stelle der zerbrochenen Nase mit zahllosen Küffen.

„Ich schlich mich geräuschlos aus dem Zimmer. Nun war es mir um die 20 Mark, die ich für die Puppe ausgegeben hatte, nicht mehr leid.“

Künstler der Küche.

Als unlängst unter den Ausrüstungsgegenständen, die der Generalissimus Graf Waldersee mit nach China nahm, neben dem Abseßzelt, der Badewanne und der Eismaschine auch der Koch des Feldmarschalls erwähnt und als hierbei bekannt gegeben wurde, daß derselbe ein Jahresgehalt von 10,000 Mark beziehe, erregte diese Mittheilung nicht geringes Aufsehen. Insbesondere scheint dabei die Höhe des Gehaltes den guten Leuten imponirt zu haben, die am abendlichen Stammtisch die Ereignisse eines mit 10,000 Mark besoldeten Küchenmeisters in den Kreis ihrer Betrachtungen einbezogen und dabei meist zu dem Resultat gelangten, 10,000 Mark seien doch eigentlich eine klägliche Bezahlung für einen Mann, der nur die Kochkunst erlernt habe.

In den Kreisen der Küche freilich — ich meine, bei den großen und berühmten Köchen des gastronomischen Fachs — war man ganz entgegengelegter Ansicht. Graf Waldersee ist notorisch ein sehr reicher Mann, der in der Eilenriebe zu Hannover in beinahe fürstlicher Weise haus hält. Wenn solch ein Mann, dem es auf das Geld nicht ankommt, einen Koch hat, der ein Jahres Einkommen von nur 10,000 Mark bezieht, so ist diese Thatfache höchstens geeignet, ein mittelbüiges Lächeln denen abzunütigen, die da von Berufes wegen wissen, wie hoch ein guter Koch heutzutage im Preise steht.

Schon im klassischen Alterthum wurden vorzügliche Köchlein glänzend bezahlt. Mit dem Einkommen, das ein solcher bezog, konnte man in Rom zur Zeit der Verfallszeit drei Dugend Wbetoren reichlich besolden, und auch heutigen Tages noch erzielen gute französische Köche unter Umständen erstaunlich hohe Einkünfte. Frankreich ist nämlich das klassische Land der feinen Küche und Köche.

Der Generalsekretär des Verbandes der Pariser Köche hat sich kürzlich einem Journalisten gegenüber sachverständig über die soziale Lage der im Pariser Kochkunstgewerbe beschäftigten Personen geäußert. Seinen Mittheilungen zufolge besteht der Verband der Pariser Köche seit dem Jahre 1850. Von damals bis heute ist es ihm möglich gewesen, einen Pensionsfonds von 1 1/2 Millionen Francs zurückzuliegen, der den geringfügigen Mitgliedsbeiträgen sowie den Gebühren für Stellenermittlung seine Entstehung verdankt. Hauptzweck des Verbandes ist es, der wucherischen Ausbeutung stellungsloser Köche durch die sogenannten Placirungsbureaus entgegen zu wirken. In zweiter Linie kommt die Krankenunterstützung und Invalidenversorgung in Betracht, die sehr erfreuliche Resultate aufzuweisen hat. In Krankheitsfällen erhält das Mitglied während der Dauer der durch die Krankheit und Resonableness verursachten Arbeitslosigkeit eine tägliche Unterstützung von zwei Francs, und im Falle der Invalidität bezieht er bis zu seinem Ableben die Rente eines Kapitals von 8000 Francs.

Der Verband der Pariser Köche ist aus einer Verschmelzung zweier älterer Organisationen hervorgegangen. Die eine dieser beiden Vereinigungen hieß die „Laurentine“ und leitete ihren Namen von dem hl. Laurentius ab, der bekanntlich zur Zeit der Christenverfolgungen bei lebendigem Leibe gebraten wurde und infolge dessen als Schutzpatron der Köche gilt, während die andere den pittoresken Namen „Verein der Feuchtsüßler“ führte. Dieser Name

stammte daher, daß in früheren Zeiten die beschäftigungslosen Köche in der Marthalle sich zu ver sammeln pflegten, wo der mit Steinfliesen belegte Fußboden stets nach war, um dort von den Prinzipalen, die eines Koches bedurften, engagirt zu werden.

Der Vorbereitungsakt, den der Pariser Koch durchmachen muß, dauert sehr lange. Mit vierzehn Jahren tritt der junge Kochstübchenlehre als Lehrling in ein Restaurant ein, und nachdem er dortselbst vier Jahre zünftig gelernt hat, sucht er nach und nach in einer ganzen Reihe anderer Restaurants Stellung, um den Gehalt seiner Kenntnisse thumlich zu bereichern. Erst zehn Jahre nach dem Antritt seiner Lehre gilt er als perfekter Koch, und von nun an bezieht er auch ein angemessenes Salair, bei dem sich's ganz gut leben läßt.

Ein fünfundsanzigjähriger Koch erzielt mit Leichtigkeit ein Jahresgehalt von 3600—4000 Francs. Um dieses Einkommen zu erlangen, braucht er kein Virtuos des Faches zu sein, sondern nur das, was man einen guten mittleren Arbeiter nennt. Die wirklichen Kochkünstler werden ganz anders bezahlt. Ihre Gagen sind meist weit höher noch, als die berühmter Tenoristen.

Die beiden Köche Kaiser Wilhelm's I. z. B., die Herren Bernard und Dubois, erhielten jeder ein Jahresgehalt von 150,000 Francs, während Herr Cubat, der Koch des Zaren, jährlich 250,000 Francs erhält und bereits ein Vermögen von mehreren Millionen zurückgelegt hat. Neben diesen „ersten Geigen“ im Reich der Küche giebt es aber noch zahlreiche Kochkünstler, die 30 bis 60 Tausend Francs jährlich verdienen. Die Herren stehen sich also vielfach weit besser, als ein armer Teufel von einem Minister. Reiche Bojaren, spleenige Lords, millionenschwere amerikanische Eisenbahnkönige und üppige russische Großfürsten pflegen sich diese ruffische Köche zu sichern.

Bekannt werden diese Sterne am Himmel der Kochkunst dadurch, daß der Verband der Küche seine eigenen Mitglieder stets im Auge behält. Sobald die Leitung der Vereinigung erfährt, daß irgend ein ihrer Mitglieder ganz besondere kulinarische Erfolge aufzuweisen habe — und so was spricht in einer Stadt wie Paris, wo der Zusammenhang zwischen den Feinschmeckern ein ziemlich enger ist, sich bald herum — so sorgt sie dafür, daß dieser Künstler seinem Talent entsprechend bezahlt wird oder eine andere Stellung findet, deren höheres Einkommen seiner höheren Kunstleistung entspricht.

Da die besten Köche meist ins Ausland gehen, verbleiben in Paris nur ganz wenige Künstler ersten Ranges. In der Provinz findet sich kaum noch Verwendung für sie. Die Zeiten, da die Aristokratie auf solchen Herrensitzen ein übrißes und verschwenderisches Genußleben führte, sind in Frankreich vorbei. Die Republik hat den Aristokraten den Appetit verborben. Selbst die hohen Staatswürdenträger der Republik haben für theure Kochkünstler keine Verwendung. Ehemals suchte die Minister eine Ehre darin, daß ihre Tafel wegen ihrer exquisiten Gerichte hohen gesellschaftlichen Rufes genoss, und da unter dem alten Regime diese Herren meistens begüterten Familien entstammten oder als Günstlinge des Monarchen über besonders hohe legitime und illegitime Einkünfte verfügten, ließen sie für ihre Küche leicht 200—300,000 Fracs im Jahre draufgeben, die bei dem damaligen höheren Werthe des Geldes dieselbe Kaufkraft hatten wie jetzt 500,000 Frs.. Solchen Vorbildern können die Minister der Republik nicht nachsehen — um so weniger, als die „unerschöpflichen Geldsäcke der Panamagesellschaft“ lange schon geleert sind. Sogar der Präsident der Republik kann sich einen Kochkünstler ersten Ranges nicht leisten. Wenn er auch zur Noth einen solchen aus seinen Einkünften zu bezahlen vermöchte, so kann er doch in gewöhnlichen Zeitläufen unmöglich die kostspielige Küche führen, die den für einen berühmten Kochkünstler unentbehrlichen Rahmen abgiebt. Jeder Bestreben muß die zu ihm passende Fassung haben, sonst kommt er nicht zur Geltung. Und wenn das Staatsoberhaupt einmal zu Repräsentations- oder anderen Zwecken ein spleenibüßes Gastmahl geben muß, so wird die Lieferung desselben einem berühmten Traiteur in Entreprisse gegeben, der dann für gutes Gelingen die volle Verantwortung übernimmt. Bei dem jüngst stattgehabten Bankett der Maires hat dieses Abfütterungs-System sich auf der Höhe der Leistungsfähigkeit gezeigt. Das Menu war gut und reichhaltig, die Bedienung klappete vorzüglich — die höhere Kochkunst aber kam dabei doch zu kurz. Wenigstens behaupten das die fachkundigen Kenner, und ihnen müssen wir als Laien doch wohl Glauben schenken.

Trisolets von Fleischresten. Unwiderlich sammeln sich allerhand gute Fleischabfälle an, die reinigt man gut, befreit sie von den Sehnen und der Haut, fügt fein gewiegten fetten Speck, etwas eingeweichte Semmel, Salz; einige Äpfeln, gehackte Sardellen hinzu und formt länglicher runde Klops, füllt sie in Ei und geriebene Semmel und bratet sie in fettem Butter.